

Nr. 60. Bromberg, den 31. März 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von **Hans Hermann Richter.**

(3. Fortsetzung.) ——

Mit dem Abendschnellzuge traf am selben Abend Friedel Frölein aus Berlin in Pyrmont ein und fuhr mit der Pferdebahn in den Ort hinein. Die schönen Landauer streifte er heute nur mit einem mitleidigen Blicke. „Man muß seine Munition zusammenhalten," dachte er und griff an die Stelle, wo die Brieftasche saß. „Gerade an Spesen kann man am besten verdienen."

Er entrüstete sich über den Fahrpreis und verhehlte dem weißbärtigen Schaffner seine Ansicht nicht, wenn auch ohne greifbaren Erfolg.

Denn der Mann sprang ab und wartete auf den zweiten Wagen, um auch da zu kassieren.

„Das ist praktisch," dachte Frölein. „Das sollte man in Berlin auch machen, der Schaffner hat eine gesunde Bewegung, und es wird Personal gespart."

Am Kaiserplatz stieg er aus und ging die Hauptallee hinauf zum Kurhotel. Für die schöne Gegend hatte er heute keinen Sinn; so etwas sah man nur, wenn man reist, um Stimmungsbilder zu schreiben, und dann war eine Viertelstunde Reiseführer besser, als drei Stunden selbst sehen. — Im Vestibül fragte er gleich nach der Lasa, und er hatte Glück, sie saß gerade in einem Korbsessel am Fenster. — „Auf, auf," sagte sich Frölein und trat an die Dame heran. — „Fräulein Lasa?" fragte er. — Mizzi blickte auf, sah einen kleinen Mann mit wenig Haaren, eigentlich gar keinen, große abstehende Ohren und ein faltiges Gesicht. Mizzi wár enttäuscht; aber der Mann saß ihr bereits gegenüber. — „Ich bin nur Ihretwegen nach Pyrmont gekommen", flüsterte er ihr zu. „Sie kennen doch Friedel Frölein, nicht Fräulein, hat nichts mit Fräulein zu tun, Detektiv und Mitarbeiter aller Weltblätter, vom Berliner „Funker", großartige Tageszeitung, neueste Informationen, geistvoller Chefredakteur, hohes Verständnis für Kunst, besonders für die Kinder Terpsichores, leichtgeschürzte Muse. Sehen Sie, Friedel Frölein sitzt vor Ihnen."

Er legte sich selbstbewußt zurück. — Mizzi wurde die Liebenswürdigkeit selbst. — „Oh, Herr Frölein, Sie bemühen sich selbst", sagte sie und reichte ihm die Hand. — „Selbst, natürlich selbst", fuhr er fort. Die Saison steht vor der Tür, die Weltblätter verlangen meine Informationen über die Kunst, die Prominenten am Himmel der Bühne. Ich hörte, daß Sie hier seien. Ich will dem armen Leibe einige Ruhetage in diesem Paradiese gönnen und das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. — „Was ist nützlich, was ist angenehm?" fragte Mizzi schelmisch.

„Ich habe Makulatur geredet", schnatterte Frölein, ohne sich verblüffen zu lassen, „das Angenehme mit dem Angenehmen, wollte ich sagen. Bitte, Gnädigste, einige Informationen."

„Wenn Sie einige Tage hierbleiben, werden Sie mich ja eingehend studieren können. Sie sehen mich an einem Wendepunkt meines Lebens. Heute noch wird sich mein Schicksal entscheiden."

„Gut, daß ich nicht später gefahren bin; meine Nase ist Gold wert!"

„Die Skandalpresse hat sich wieder meiner uninteressanten Person bemächtigt", sagte Mizzi. „Ich bin trostlos! Heute schickt man mir die Artikel. In unserem Innersten wühlen die Herren und reißen unsere heiligsten Gefühle an die Oberfläche. Was hat mein Leben mit meiner Kunst zu tun, die doch einzig und allein die Menge angeht. Nach langer Nacht lüftet sich der Vorhang, und gleich greifen rauhe, ungeschickte Hände in die frische Wunde." Sie tupfte sich erregt die Augen.

„Der Neid hatte meine Herkunft verzerrt, man schändete den ehrlichen Namen meiner Mutter, und berichtete, sie sei eine Gräfin, und habe ein Liebesverhältnis mit einem russischen Grafen oder einem Conte gehabt. Das Kind dieser Liebe war ich. Kein Wort ist wahr. Ich verdanke nichts der Protektion, nichts einer gewissenlosen Schiebung, alles habe ich nur durch mich selbst. Meine Mutter war eine einfache Näherin in Bremen und hieß Maria Ruttenscher, mein Vater war Seemann. Sie starb, ohne ihn wiederzusehen, und auch er ist tot. Und heute wird sich manches entscheiden. Der arme Seemann wurde reich, sehr reich sogar."

Sie sprang auf.

„Dort draußen kommt mein lieber Vetter, kommen Sie, mein Herr, und seien Sie Zeuge dieses großen Augenblicks!"

Frölein wackelte mit den Ohren und folgte ihr. In der Tür erschienen zwei Herren, und dem einen fiel die Tänzerin um den Hals und verbarg ihren Kopf an seiner Brust.

„Lieber, lieber Pieter!" schluchzte sie, „endlich eine fühlende Brust, einen Verwandten meines armen, toten Vaters. Rede nichts, laß mich ausweinen, mein Schmerz ist grenzenlos."

Konvulsivische Zuckungen warfen ihren Körper hin und herr.

„Das ist der zu Belapsende, darauf lasse ich mich hängen", dachte Frölein. — Mizzi Lasa riß sich zusammen und trocknete ihre Tränen.

„Ich bin Mizzi Ruttenscher, eigentlich Mizzi Lasa, und Maria Ruttenscher, meine Mutter, hieß wie ich, und mein Vater hieß Jakobus Mende. Er ist tot", sagte sie, „und du bist mein lieber Vetter Pieter Mörs, nicht wahr?"

Pieter war es sehr warm geworden, als diese schöne Dame sich so an ihn herandrückte; aber er schämte sich dessen zugleich, das war ja seine Base!

„Und das ist Herr Alfred von Dohlen, mein Bräutigam," fuhr Mizzi fort, „und hier steht Herr Friedel Frölein aus Berlin, der nur meinetwegen nach Pyrmont gekommen ist."

Pieter Mörs drückte ihm die Hand.

„Donnerwetter, die Pranken", dachte Frölein. „Die nächste Handschuhnummer sind Strümpfe. Also, der ist das Objekt. Ob er Geld hat?"

In seinem Innern hatte Friedel Frölein die Chancen des Unternehmens schon oft erwogen. Erstens zahlte der „Funker" für alle sensationellen Nachrichten, und auch noch andere Zeitungen hatten Interesse dafür. Wenn die Lasa auf Dummenfang ging, dann mußte das Objekt aber reich sein; behütete man es, dann zahlte es aus Dankbarkeit auch! Das Geschäft war schon richtig.

„Lassen Sie uns den ersten Abend allein," bat Mizzi. „Ich muß meinen Vetter erst kennen lernen. Morgen hoffe ich, Sie wiederzusehen."

Sie reichte Frölein schnell die Hand und verschwand, gefolgt von Alfred und Pieter.

Frölein war das sehr recht. Er sah draußen das Automobil noch halten und beschloß, sofort zu arbeiten.

Er fragte den Chauffeur, der neben dem Wagen stand, wem das Auto gehöre.

„Gemietet!" knurrte der.

„Aha, und von wem?"

„Rittergutsbesitzer von Dohlen.“

„Hier haben Sie zwanzig Mark, edler Freund. Seit wann ist der Wagen gemietet, und wann wird er wieder frei?“

„Seit heute früh auf acht Tage.“

„Also in acht Tagen ist die Belagerung zu Ende,“ dachte Frölein und forschte unerschütterlich weiter.

„Wo waren Sie heute?“

„Das kostet extra zehn Mark,“ grinste der Chauffeur.

„Aber, aber —“ machte Frölein strafend, zahlte jedoch. Der Chauffeur war befriedigt.

„Heute haben wir den reichen Pieter Mörs von Pelle geholt, der die große Erbschaft vom alten Mende gemacht hat; der Mann ist Milliardär.“

Frölein zuckte geringschätzig die Achseln. „Das ist Klatsch, mein Bester.“

Der Chauffeur kam in Wut.

„Sie haben es mir doch in Pelle erzählt, und in der Zeitung hat es auch gestanden,“ polterte er. „Der alte Mende hat Goldgruben und einen Palast und die Villa und bares Geld und Papiere gehabt, und jetzt ist er tot; da gehört s dem Matrosen Pieter Mörs. Und den habe ich heute gefahren. Fragen Sie doch den Justizrat Meyer in Pelle, der weiß alles!“

Hochbefriedigt ging, Frölein wieder in das Hotel und ließ sich ein Zimmer geben. Zur Feier des gelungenen Abends trank er eine besonders gute Flasche.

*

„Lieber Pieter, bist du wach?“ flötete Mizzi um die Balkonecke herum nach dem Nebenzimmer.

Pieter Mörs hatte tolle Sachen geträumt und fuhr in die Höhe.

Was hatte denn auf dem Schiffe vor dem Mast die Weibsperson zu suchen, und was hatte sie ihn „lieber Pieter“ anzureden? Er wollte sie wohl bepietern. Er hatte eine große Reise gemacht und war nicht im Bilde.

Erstaunt besah er die hellrosa Vorhänge und die hellgeblümte Tapete. Ach, er war ja im Kurhause von Pyrmont und nicht vor dem Mast! Er war ja der reiche Herr Mörs, und die liebliche Stimme gehörte seiner Base Maria Ruttenscher, die mit einem Rittergutsbesitzer verlobt war.

Er sprang aus dem Bette und trabte ans Fenster. Richtig, da guckte sie um die Ecke, und er stand unangezogen da!

„Ich komme gleich!“ brüllte er verlegen. „Ich bin noch im —“ Nein, so etwas konnte er nicht sagen.

„Beeile dich,“ flötete es wieder, und dann hörte er ein leises Lachen. „Der Vetter schläft noch, Alfred“, sagte sie in die Stube hinein. —

An der Tür klopfte es.

„Ich kann jetzt nicht aufmachen“, brummte Pieter, aber der andere ließ nicht locker.

„Ich muß Sie sprechen, Herr Mörs.“

Wütend fuhr Pieter in die Hosen, natürlich erst verkehrt, riß sie wieder herunter und versuchte es noch einmal. Dann öffnete er. Vor ihm stand ein kleiner Mann, der ihm bekannt vorkam.

„Ich hatte gestern das außerordentliche Vergnügen,“ sagte er, „Frölein ist mein Name, nicht Fräulein, nichts Weibliches ist an mir. Frölein, Friedel Frölein, Berater erster Zeitungen.“

„Haben Sie mir weiter nichts zu erzählen?“

„Doch, doch, Verehrtester, Wertester, Allerwertester! Sprechen Sie leise, flüstern Sie, säuseln Sie, unterdrücken Sie den Schreckensruf, der Ihnen jetzt entfliehen will. Sie werden belapst.“

„Was?“

„Belapst, Edelster, belogen, betrogen! Kommen Sie lieber in die andere Ecke, dort wohnt sie, diese Lasa, dieses Ungeheuer, das schwarze Pläne gegen Sie im Busen trägt. Versprechen Sie ihr nichts, warten Sie, bis ich Ihnen meine Beweise zu Füßen lege, ich erwarte Sie —“

Weiter kam er nicht. Pieter hatte ihn am Hosenboden und am Kragen gefaßt, stieß die Tür auf und warf ihn hinaus. —

Friedel Frölein seufzte.

„Dieser Blindwütige! Aber man muß ihm helfen! Er rennt sonst in sein Verderben.“

Pieter Mörs schimpfte noch eine Weile vor sich hin, zog sich eilig an, um Maria die Vorwürfe brühwarm zu berichten, die der Kerl gegen sich erhoben hatte, schnitt sich in der Eile beim Rasieren und lief, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter. Aber weder Maria noch Dohlen waren zu finden; nur der Detektiv stand auf der Terrasse.

„Die Herrschaften sind in den Kurpark gegangen,“ sagte Frölein lächelnd, als wenn nichts geschehen wäre. „Die Eier für Sie liegen unter der Serviette.“

„Wohin?“ knurrte Pieter.

„Bitte sehr, dorthin, nach Helmhausen zu,“ sagte der Journalist zuvorkommend, stand auf und ging in der entgegengesetzten Richtung nach Freudenthal, denn dorthin hatte er das Pärchen wirklich gehen sehen.

Oben am Königsberg saßen die beiden auf einer Bank und unterhielten sich, als Frölein den langen, etwas steilen Grasweg heraufkrebste. „Da kommt dieser Affe wieder,“ raunte Dohlen, „aber es ist schon zu spät, er hat uns gesehen, und wir dürfen nicht auffallen. Erzähle nur noch rasch, was du mit unserem Freunde besprochen hast, als ich euch allein ließ.“

„Erst hat er mir lang und breit von meiner Mutter erzählt und dann von seinem Onkel Jakobus. Dann hat er gesagt, er wolle da noch nichts bestimmen, sondern in Pelle mit dem alten Justizrat Meyer sprechen, der werde ihm einen guten Rat geben können. Das muß ich ihm heute noch ausreden; das wäre ja eine Gemeinheit! Der Meyer verlangt vielleicht gar Papiere.“

„Das wird er wohl“, meinte Dohlen. „Aber nun still, der Schnüffler ist in Sicht.“

„Guten Morgen, göttliche Diva! Ich komme in wichtiger Mission“, sagte er.

„Wissen Sie, Herr Frölein“, lächelte Mizzi zuckersüß, „aber wir haben doch nicht verlangt, daß Sie unseretwegen auf die Berge steigen, wir wären auch wieder heruntergekommen.“

„Sie kommen sicher wieder herunter, das weiß ich“, sagte Frölein zweideutig. „Aber ich wollte keine Mühe scheuen.“ Er setzte sich zwischen das Pärchen, um jede geheime Verbindung zu zerstören.

Seit seinem Hinauswurf arbeitete sein Gehirn fieberhaft. Die erste Schlacht war verloren, das sah er wohl ein, der Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage gestellt, deshalb hatte er für jetzt den Generalangriff angesetzt. Pieter Mörs war in Helmhausen kaltgestellt und eine Verbindung ausgeschlossen.

„Ich bin Ihr Freund“, sagte er mit süßem Lächeln, „deshalb kam ich, um Sie zu warnen. Sie wollten Pieter Mörs übers Ohr hauen, aber er hat alles gemerkt, ist scheinbar auf Ihren Plan eingegangen, signalisiert jetzt an die Polizei. Wenn Sie ins Hotel kommen, werden Sie beide verhaftet. Sie, Herr von Dohlen, wird man nach Ihrem Adelsbriefe und nach Ihrem Rittergute fragen. Erlauben Sie einem alten Praktiker, Ihnen zu sagen, wie anfängerhaft Sie handelten. Im Lesesaale liegt der ganze Gotha, einen Namen von Dohlen gibt es nicht.

„Ihnen, meine Gnädigste, wird man nachweisen, daß Sie die Tochter der Schankkellnerin Edith Lasa aus Prag in Böhmen sind, und Ihre Frau Mutter ist gar nicht tot, sondern sitzt zurzeit wegen eines Vergehens, was Ihnen ja nicht fremd sein dürfte, wegen Zechprellerei im Wiederholungsfalle, im Gefängnis.“

„Sie Schuft!“ rief Mizzi, und Dohlen griff in die Rocktasche. Aber der Detektiv legte ihm begütigend die Hand auf den Arm.

„Sie müssen noch viel lernen, junger Mann! Sie werden mich doch nicht hier am Waldrande im Angesicht des ganzen Tals, zweihundert Meter vom nächsten Hause entfernt, erschießen wollen? Das hört man, und hat Sie am Kragen, ehe Sie daran denken. So etwas macht man anders, glauben Sie einem Mann der Praxis. Ich will Ihnen ja auch gar nichts tun, ich bin ja beileibe kein Detektiv. Geben Sie mir ein Reverschen, daß Sie von hier aus verduften und Ihre Bemühungen bezüglich Herrn Pieter Mörs aufgeben, und ich bringe Sie selbst sicher zur Station. Um ein Viertel 1 Uhr geht ein D-Zug nach Berlin. Den Betrag für die Rechnung müssen Sie mir aber aushändigen; auf meine Kosten sollen Sie nicht gelebt haben!“

„Das ist ja alles Unsinn!“ schrie Mizzi und lachte hysterisch auf. „Was haben Sie sich denn da aus den Fingern gesogen, meine Mutter hieß Ruttenscher und ist tot.“

„Wenn nun aber Maria Ruttenscher noch lebt?“ fragte Frölein.

„Dann ist sie eine Betrügerin; aber wir wollen uns nicht mit Ihnen streiten! Schreibe den Revers Alfred; wir werden von Berlin aus unser Recht suchen.“

„Donnerwetter“, sagte Frölein anerkennend.

Keiner von den dreien hatte auf den Grasweg geachtet, und so hatte auch keiner gesehen, daß Pieter Mörs wie ein wütender Ajax den Weg heraufstürmte. Plötzlich stand er vor ihnen.

„Hol' ihn der Kuckuck“, dachte Frölein und sah sich nach einer Rückzugslinie um. Auch Dohlen sah ängstlich in die Büsche. Mizzi fiel kurzerhand in Ohnmacht.

„Habe ich den verfluchten Kerl endlich!“ brüllte Pieter und streckte die Pranke aus. Frölein und Dohlen duckten sich; aber der Wütende faßte den Berliner.

„Du Schweinskerl, du Verleumder, du Ehrabschneider“, schrie Pieter und bugsierte den Zappelnden zum Abhange.

Mizzi merkte, daß der Wind sich drehte, und war rasch wieder auf. Mit allen zehn Fingern fuhr sie nach Frölein.

„Halt ihn, Pieter, wir übergeben ihn der Polizei!“

kreischte sie; aber es war zu spät, Pieter Mörs hatte schon seinen Stiefel am Achterdeck des Journalisten angesetzt, trat zu und stieß mit beiden Fäusten nach. Wie von einer Wurfmaschine geschossen flog Friedel Frölein durch die Luft und kollerte den Abhang hinunter.

Unten sammelte er seine Glieder, befühlte sich und stand dann langsam auf.

„Der Gerechte muß viel leiden“, greinte er und schlich, sich lebhaft die Trittstellen reibend, davon. — — —

Es war Mizzi nun aber doch nicht mehr ganz geheuer in Pyrmont, und als Pieter ihnen vorschlug, mit nach Pelle in seine Villa zu fahren, willigte sie gern ein.

„Und nun soll kein fremder Mensch mehr zwischen uns treten“, bat sie ihn. „Gib mir, was du für richtig hältst; ich freue mich ja mehr über dich als neugefundenen Verwandten, als über das Geld meines Vaters; aber laß den Justizrat aus dem Spiele, damit wir nicht noch einmal so etwas wie heute erleben.“

„Was wollte der Kerl denn von dir?“ fragte Pieter.

„Oh, es ist so gemein, daß ich es dir gar nicht sagen kann“, flüsterte sie.

„Sag's nur“, ermunterte sie Pieter.

„Er hat uns gesagt, eigentlich stände das ganze Erbe mir zu, und er will mir dazu verhelfen. Du seiest ein Betrüger und Erbschleicher! Dann zog er einen Revers vor, der ihm eine Million sicherte, wenn ich mit seiner Hilfe die ganze Erbschaft erhalten würde. Den sollte ich unterschreiben. Er drang in uns und ließ sich nicht abweisen, bis du plötzlich vor uns standest. Ach, ich bin ja so froh.“

„Ja, die Menschen sind schlecht“, sagte Pieter. „Wir werden man lieber wieder mit dem Autotöff nach Pelle fahren; da können wir jeden rausschmeißen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Das Schweißtuch der heiligen Veronika.

Von Selma Lagerlöf.

Als die junge Frau erwachte, war es schon voller, klarer Tag, und ihre Sklavinnen standen da und warteten, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein.

Sie war sehr schweigsam, während sie sich anziehen ließ, aber endlich fragte sie die Sklavin, die ihr Haar strählte, ob ihr Mann schon aufgestanden sei. Da erfuhr sie, daß er gerufen worden war, um über einen Verbrecher zu Gericht zu sitzen.

„Ich würde gern mit ihm sprechen,“ sagte die junge Frau.

„Herrin,“ sagte die Sklavin, „dies wird sich mitten in der Untersuchung schwer bewerkstelligen lassen. Wir werden dir Nachricht geben, sowie sie beendet ist.“

Sie saß nun schweigend, bis sie fertig angekleidet war. Dann fragte sie: „Hat jemand von euch von dem Propheten aus Nazareth sprechen hören?“

„Der Prophet aus Nazareth, das ist ein jüdischer Wundertäter“, antwortete eine der Sklavinnen sogleich.

„Es ist seltsam, Gebieterin, daß du gerade heute nach ihm fragst,“ sagte eine der Sklavinnen. „Er ist es eben, den die Juden hierher in den Palast geführt haben, damit der Landpfleger ihn verhört.“

Sie bat sie, alsogleich zu gehen und sich zu erkundigen, wessen er angeklagt werde, und eine der Sklavinnen entfernte sich. Als sie zurückkehrte, sagte sie: „Sie beschuldigen ihn, daß er sich zum König über dieses Land machen wolle, und sie rufen den Landpfleger an, er möge ihn kreuzigen lassen.“

Aber als des Landpflegers Frau dies hörte, erschrak sie gar sehr und sagte: „Ich muß mit meinem Manne sprechen, sonst geschieht heute hier ein furchtbares Unglück.“

Als die Sklavinnen ihr noch einmal sagten, daß dies unmöglich sei, da begann sie zu zittern und zu weinen. Und eine von ihnen wurde gerührt und sagte: „Wenn du dem Landpfleger eine geschriebene Botschaft senden willst, so will ich versuchen, sie ihm zu überbringen.“

Da nahm sie allsogleich einen Stift und schrieb einige Worte auf ein Wachstäfelchen, und dieses wurde dem Pilatus gegeben.

Aber ihn selber traf sie den ganzen Tag über nicht allein, denn als er die Juden fortgeschickt hatte und sie den Verurteilten zum Richtplatz führten, war die Stunde für die Mahlzeit angebrochen, und zu dieser hatte Pilatus einige von den Römern eingeladen, die sich zu dieser Zeit in Jerusalem aufhielten. Es waren der Anführer der Truppen und ein junger Lehrer der Beredsamkeit und noch einige andere.

Dieses Mahl war nicht sehr fröhlich, denn die Frau des Landpflegers saß die ganze Zeit über stumm und niedergeschlagen, ohne an dem Gespräch teilzunehmen.

Als die Tischgäste fragten, ob sie krank oder betrübt sei, erzählte der Landpfleger lachend von der Botschaft, die sie ihm am Morgen zugesandt hatte. Und er neckte sie, weil sie geglaubt hatte, ein römischer Landpfleger würde sich in seinen Urteilen von den Träumen eines Weibes lenken lassen.

Sie antwortete still und traurig: „Wahrlich, dies war kein Traum, sondern eine Ahnung, die von den Göttern kam. Du hättest den Mann wenigstens diesen einen Tag noch leben lassen sollen.“

Sie sahen, daß sie ernstlich betrübt war. Sie wollte sich nicht trösten lassen, wie sehr sich die Tafelgäste auch bemühten, sie durch ein unterhaltendes Gespräch diese leeren Hirngespinste vergessen zu lassen.

Aber nach einer Weile erhob einer von ihnen den Kopf und sagte: „Was ist dies? Haben wir solange bei Tisch gesessen, daß der Tag schon zur Neige gegangen ist?“

Alle sahen nun auf, und sie merkten, daß eine schwache Dämmerung sich über die Natur senkte. Es war vor allem seltsam, zu sehen, wie das ganze bunte Farbenspiel, das über Wesen und Dingen gebreitet liegt, sacht erlosch, so daß alles einfarbig grau erschien.

Gleich allem anderen verloren auch die eigenen Gesichter die Farbe. „Wir sehen wie wirkliche Tote aus,“ sagte der junge Schönredner mit einem Schauer. „Unsere Wangen sind ja grau und unsere Lippen schwarz.“

Während diese Dunkelheit immer tiefer wurde, nahm auch das Entsetzen der jungen Frau zu. „Ach, mein Freund“, rief sie schließlich, „erkennst du auch jetzt nicht, daß die Unsterblichen dich warnen wollen? Sie zürnen, weil du einen heiligen und unschuldigen Mann zum Tode verurteilt hast. Ich denke mir, wenn er jetzt auch schon ans Kreuz geschlagen sein muß, kann er doch sicherlich noch nicht verblichen sein. Laß ihn vom Kreuze nehmen! Ich will mit meinen eigenen Händen seine Wunden pflegen. Erlaube nur, daß er ins Leben zurückgerufen werde.“

Aber Pilatus antwortete lachend: „Sicherlich hast du recht damit, daß dies ein Zeichen der Götter ist. Aber keineswegs lassen sie die Sonne ihren Schein verlieren, weil ein jüdischer Irrlehrer zum Kreuzestode verurteilt ist. Vielmehr können wir erwarten, daß wichtige Ereignisse eintreten werden, die das ganze Reich betreffen. Wer kann wissen, wie lange der alte Tiberius — — —“

Er vollendete den Satz nicht, denn die Dunkelheit war so tief geworden, daß er nicht einmal den Weinbecher sehen konnte, der vor ihm stand. Er unterbrach sich daher, um den Sklaven zu befehlen, eiligst ein paar Lampen hereinzubringen.

Als es so hell geworden war, daß er die Gesichter seiner Gäste sehen konnte, mußte er die Verstimmung bemerken, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Sieh doch“, sagte er ein wenig unmutig zu seiner Gattin, „nun scheint es dir wirklich gelungen zu sein. Aber wenn es schon durchaus so sein muß, daß du heute an nichts anderes denken kannst, dann laß uns lieber hören, was du geträumt hast. Erzähle es uns, und wir wollen versuchen, den Sinn zu deuten!“

Dazu war die junge Frau sofort bereit. Und während sie Traumgesicht auf Traumgesicht erzählte, wurden die Gäste immer ernster. Sie hörten auf, ihre Becher zu leeren, und ihre Stirnen zogen sich kraus. Der einzige, der noch immer lachte und alles einen Wahnwitz nannte, war der Landpfleger selbst.

Als die Erzählung zu Ende war, sagte der junge Rhetor: „Wahrlich, das ist noch mehr als ein Traum, denn ich sah heute zwar nicht den Kaiser, aber seine alte Freundin Faustina in die Stadt einziehen. Es nimmt mich nur wunder, daß sie sich nicht schon im Palaste des Landpflegers gezeigt hat.“

„Es geht ja wirklich das Gerücht, daß der Kaiser von einer entsetzlichen Krankheit befallen sei“, bemerkte der Anführer der Truppen. „Es scheint auch mir möglich, daß der Traum deiner Gattin eine Warnung von den Göttern sein kann.“

„Es liegt nichts Unglaubliches darin, daß Tiberius einen Boten nach dem Propheten ausgesandt hat, um ihn an sein Krankenlager zu rufen“, stimmte der junge Rhetor ein.

Der Anführer wendete sich mit tiefem Ernst an Pilatus: „Wenn der Kaiser wirklich den Einfall gehabt hat, diesen Wundertäter zu sich rufen zu lassen, dann wäre es besser für dich und für uns alle, wenn er ihn lebend träfe.“

Pilatus antwortete halb zürnend: „Ist es diese Dunkelheit, die euch zu Kindern gemacht hat? Man könnte glauben, ihr wäret alle in Traumdeuter und Propheten verwandelt.“

Aber der Hauptmann ließ nicht ab, in ihn zu dringen: „Es wäre vielleicht nicht so unmöglich, das Leben des Mannes zu retten, wenn du einen eiligen Boten abschicktest.“

„Ihr wollt mich wohl zum Gespött der Leute machen“, antwortete der Landpfleger. „Sagt selbst, was sollte in diesem Lande aus Recht und Ordnung werden, wenn man erführe, daß der Landpfleger einen Verbrecher begnadigt, weil seine Frau einen bösen Traum geträumt hat?“

„Es ist doch Wahrheit und kein Traum, daß ich Faustina in Jerusalem gesehen habe“, sagte der junge Rhetor.

„Ich nehme es auf mich, mein Vergehen vor dem Kaiser zu verantworten", sagte Pilatus. „Er wird begreifen, daß dieser Schwärmer, der sich widerstandslos von meinen Knechten mißhandeln ließ, nicht die Macht gehabt hätte, ihm zu helfen."

In demselben Augenblick, wo diese Worte ausgesprochen wurden, wurde das Haus von einem Getöse erschüttert, das wie heftig grollender Donner klang, und ein Erdbeben ließ den Boden erzittern. Der Palast des Landpflegers blieb unversehrt stehen, aber unmittelbar nach dem Erdbeben vernahm man von allen Seiten das Entsetzen einflößende Krachen von einstürzenden Häusern und fallenden Säulen.

Sowie eine Menschenstimme sich Gehör verschaffen konnte, rief der Landpfleger einen Sklaven zu sich.

„Eile zum Richtplatz und befiehl in meinem Namen, daß der Prophet aus Nazareth vom Kreuze genommen wird!"

Der Sklave eilte von dannen. Die Tischgesellschaft begab sich vom Speisesaal in das Peristyl, um unter offenem Himmel zu sein, falls das Erdbeben sich wiederholen sollte. Niemand wagte ein Wort zu sagen, während sie der Rückkehr des Sklaven harrten.

Dieser kam sehr bald wieder. Er blieb vor dem Landpfleger stehen.

„Du hast ihn am Leben gefunden?" fragte dieser.

„Herr, er war verschieden, und in demselben Augenblick, wo er seinen Geist aufgab, geschah das Erdbeben."

Kaum hatte er dies gesagt, als ein paar harte Schläge am äußeren Tor ertönten. Als sie diese Schläge hörten, zuckten alle zusammen und sprangen empor, als wäre wieder ein Erdbeben losgebrochen.

Gleich darauf erschien ein Sklave.

„Es sind die edle Faustina und Sulpicius, des Kaisers Verwandter. Sie sind gekommen, um dich zu bitten, du mögest ihnen helfen, den Propheten aus Nazareth zu finden."

Ein leises Gemurmel ging durch das Peristyl, und leichte Schritte wurden hörbar. Als der Landpfleger sich umsah, merkte er, daß seine Freunde von ihm zurückgewichen waren, wie von einem, der dem Unglück verfallen ist.

*

Die alte Faustina war in Caprae ans Land gestiegen und hatte den Kaiser aufgesucht. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, und während sie sprach, wagte sie kaum, ihn anzusehen. Während ihrer Abwesenheit hatte die Krankheit furchtbare Fortschritte gemacht, und sie dachte bei sich selbst: Wenn bei dem Himmlischen Barmherzigkeit wäre, so hätten sie mich sterben lassen, bevor ich diesem armen, gequälten Menschen sagen mußte, daß alle Hoffnung vorüber ist.

Zu ihrem Staunen hörte ihr Tiberius aber mit der größten Gleichgültigkeit zu. Als sie ihm erzählte, daß der große Wundertäter am selben Tage gekreuzigt worden war, an dem sie in Jerusalem anlangte, und wie nahe sie daran gewesen war, ihn zu retten, da begann sie unter der Schwere ihrer Enttäuschung zu weinen. Aber Tiberius sagte nur: „Du grämst dich also wirklich darüber. Ach, Faustina, ein ganzes Leben in Rom hat dir also den Glauben an Zauberer und Wundertäter nicht benommen, den du in deiner Kindheit in den Sabinerbergen eingesogen hast."

Da sah die Alte ein, daß Tiberius nie Hilfe von dem Propheten aus Nazareth erwartet hatte.

„Warum ließest du mich dann diese Fahrt in das ferne Land machen, wenn du sie die ganze Zeit über für fruchtlos hieltest?"

„Du bist mein einziger Freund," sagte der Kaiser. „Warum sollte ich dir eine Bitte abschlagen, solange es noch in meiner Macht steht, sie zu gewähren."

Aber die Alte wollte sich nicht darein schicken, daß der Kaiser sie zum besten gehalten hatte.

„Siehst du, das ist deine alte Hinterlist", sagte sie aufbrausend. „Das ist es eben, was ich am wenigsten an dir leiden kann."

„Du hättest nicht zu mir zurückkehren sollen," sagte Tiberius. „Du hättest in deinen Bergen bleiben müssen."

Für einen Augenblick sah es aus, als würden die beiden, die sofort aneinandergeraten waren, wieder in ein Wortgefecht geraten, aber der Groll der Alten verflog sogleich. Die Zeiten waren vorüber, wo sie ernstlich mit dem Kaiser hatte hadern können. Sie senkte die Stimme wieder. Doch konnte sie nicht ganz und gar von jedem Versuche, recht zu behalten, abstehen.

„Aber dieser Mann war wirklich ein Prophet," sagte sie. „Ich habe ihn gesehen. Als seine Augen den meinen begegneten, glaubte ich, er sei ein Gott. Ich war wahnsinnig, daß ich ihn in den Tod gehen ließ."

„Ich bin froh, daß du ihn sterben ließest," sagte Tiberius. „Er war ein Majestätsverbrecher und Aufrührer."

Faustina war wieder nahe daran, in Zorn zu geraten.

„Ich habe mit vielen seiner Freunde in Jerusalem über ihn gesprochen", sagte sie. „Er hat die Verbrechen nicht begangen, deren er bezichtigt wurde."

„Wenn er auch nicht gerade diese Verbrechen begangen hat, so war er doch darum gewiß nicht besser, als irgend ein anderer," sagte der Kaiser müde. „Wo ist der Mensch, der in seinem Leben nicht tausendmal den Tod verdient hätte?"

Aber diese Worte des Kaisers bestimmten Faustina, etwas zu tun, weswegen sie bis dahin unschlüssig gewesen war. „Ich will dir doch eine Probe seiner Macht geben", sagte sie. „Ich sagte dir vorhin, daß ich mein Schweißtuch auf sein Gesicht legte. Es ist dasselbe Tuch, das ich jetzt in meiner Hand halte. Willst du es einen Augenblick betrachten?"

Sie breitete das Schweißtuch vor dem Kaiser aus, und er sah darauf den schattenhaften Umriß eines Menschengesichtes abgezeichnet.

Die Stimme der Alten zitterte vor Rührung, als sie fortfuhr: „Dieser Mann sah, daß ich ihn liebte. Ich weiß nicht, durch welche Macht er imstande war, mir sein Bild zu hinterlassen. Aber meine Augen füllen sich mit Tränen, da ich es sehe."

Der Kaiser beugte sich vor und betrachtete dieses Bild, das aus Blut und Tränen und den schwarzen Schatten des Schmerzes gemacht schien. So allmählich trat das ganze Gesicht vor ihm hervor, wie es in das Schweißtuch eingedrückt war. Er sah die Blutstropfen auf der Stirn, die stechende Dornenkrone, das Haar, das klebrig von Blut war, und den Mund, dessen Lippen in Leid zu beben schienen.

Er beugte sich immer tiefer zu dem Bilde hinunter, Immer klarer trat das Gesicht hervor. Aus den schattenhaften Linien sah er mit einem Male die Augen gleichsam in verborgenem Leben strahlen. Und während sie zu ihm von dem furchtbarsten Leid sprachen, zeigten sie ihm zugleich eine Reinheit und Hoheit, wie er sie nie zuvor geschaut hatte.

Er lag auf seiner Ruhebank und sog dieses Bild mit den Augen ein. „Ist dies ein Mensch?" fragte er sacht und leise. „Ist dies ein Mensch?"

Wieder lag er still und betrachtete das Bild. Die Tränen begannen über seine Wangen zu strömen. „Ich traure über deinen Tod, du Unbekannter", flüsterte er.

„Faustina", rief er endlich, „warum ließest du diesen Mann sterben? Er hätte mich geheilt."

Und wieder versank er in die Betrachtung des Bildes.

„Du Mensch", sagte er nach einer Weile. „Wenn ich nicht mein Heil von dir empfangen kann, so kann ich dich doch rächen. Meine Hand wird schwer auf denen ruhen, die dich mir gestohlen haben."

Wieder lag er lange Zeit schweigend, dann aber ließ er sich zu Boden gleiten und sank vor dem Bilde auf die Knie.

„Du bist der Mensch", sagte er. „Du bist, was ich nie zu sehen gehofft habe." Und er deutete auf sich selbst, sein zerstörtes Gesicht und seine zerfressenen Hände. „Ich und alle andern, wir sind wilde Tiere und Ungeheuer, aber du bist der Mensch."

Er neigte den Kopf so tief vor dem Bilde, daß er die Erde berührte. „Erbarme dich meiner, du Unbekannter!" sagte er, und seine Tränen benetzten die Steine.

„Wenn du am Leben geblieben wärest, so hätte dein bloßer Anblick mich geheilt", sagte er.

Die arme alte Frau erschrak darüber, was sie getan hatte. Es wäre klüger gewesen, dem Kaiser das Bild nicht zu zeigen, dachte sie. Sie hatte von Anfang an gefürchtet, daß sein Schmerz allzu groß sein würde, wenn er es sähe.

Und in ihrer Verzweiflung über den Kummer des Kaisers riß sie das Bild an sich, gleichsam um es seinem Blick zu entziehen.

Da sah der Kaiser auf. Und siehe da, seine Gesichtszüge waren verwandelt, und er war, wie er vor der Krankheit gewesen war. Es war, als hätte diese ihre Wurzel und Nahrung in dem Hasse und der Menschenverachtung gehabt, die in seinem Herzen gewohnt hatten; und sie hatte in demselben Augenblick entfliehen müssen, in dem er Liebe und Mitleid gefühlt hatte.

*

Ein Bote des Kaisers ging nach Palästina und brachte von dort einige von Jesu Jüngern nach Caprae, und diese begannen hier die Lehre zu verkünden, die der Gekreuzigte gepredigt hatte.

Als diese Lehrer in Caprae anlangten, lag die alte Faustina auf dem Totenbette. Aber sie konnten sie noch vor ihrem Tode zu der Jüngerin des großen Propheten machen und sie taufen. Und in der Taufe wurde sie Veronika genannt, weil es ihr beschieden gewesen war, den Menschen das wahre Bild ihres Erlösers zu bringen.

(Aus den „Christuslegenden", erschienen im Hesse und Becker-Verlag in Leipzig.)

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Wendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.